



Leseprobe aus Tewes-Schünzel, Milieus und Lebensstile
in der postmigrantischen Gesellschaft, ISBN 978-3-7799-7734-6
© 2023 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7734-6](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7734-6)

Inhalt

Danksagung	9
Abbildungsverzeichnis	10
Tabellenverzeichnis	11
1 Das Problem der Herkunftsfixierung in der Migrationsforschung	12
2 Die Theorien der Assimilation und des sozialen Milieus	20
2.1 Der Assimilationsansatz als kultursoziologische Sozialstrukturanalyse	20
2.2 Sein und haben, sehen und gesehen werden – Milieus und Lebensstile	26
2.3 Migrantische Milieus in der Milieu- und Lebensstilforschung	47
3 Forschungsstrategie und Zuschnitt der Untersuchung	59
3.1 Biografische Perspektiven auf den Lebensstil	59
3.2 Methodisches Vorgehen	61
4 Die Geschichte der türkischen Arbeitsmigration in der BRD	68
4.1 Die Geschichte der deutsch-türkischen Arbeitsmigration	68
4.2 Die erste Generation der türkeistämmigen Arbeiter_innen als Herkunftsmilieu	77
5 Die Milieudifferenzierung türkeistämmiger Aufsteiger	85
5.1 Die Positionierung gegenüber dem Elternhaus	87
5.2 Stile der Religionsausübung	99
5.3 Ehe- und Beziehungsstile	114
5.4 Der Sinn für das Ästhetische	126
5.5 Studium und Karriere	135
5.6 Disktinktionen und Beziehungswahlen	138

5.7 Zusammenfassung und fundamentale Semantik	155
6 Die ‚Migrantisierung‘ der Milieuforschung	161
6.1 Vergleich mit autochthonen Lebensstilanalysen	162
6.2 Autochthone Dorfmilieus als soziale Herkunft	173
7 Auf dem Weg zu einer postmigrantischen Milieusozio­logie	192
7.1 Entwurf eines postmigrantischen Modells akademischer Milieus	192
7.2 Schlussbetrachtungen	196
Literaturverzeichnis	203
Anhang	217

1 Das Problem der Herkunftsfixierung in der Migrationsforschung

In der folgenden Untersuchung werden die sozialen Milieus¹ und Lebensstile türkeistämmiger Aufsteiger der zweiten Generation rekonstruiert und mit autochthon geprägten Milieus verglichen. Grundlage für die Untersuchung stellen qualitative Fallanalysen und sekundäre Literaturanalysen dar. Das Ziel der Untersuchung ist, die Milieusozio­logie für den Einbezug von Personen mit Migrationshintergrund zu erweitern. Damit soll ihr bisheriges Defizit überwunden werden, sich dem Thema migrationsbezogener Differenz weitgehend verweigert zu haben, und eine Brücke zu postmigrantischen Ansätzen geschlagen werden.

Eine Milieusozio­logie, die sowohl Personen mit als auch ohne Migrationshintergrund erfasst, birgt großes Potential für Analyse postmigrantischer Gesellschaften in sich. Sie vermag einige der zentralen konzeptuellen Schwachstellen bisheriger Ansätze zu überwinden. Betrachten wir das Feld der sozialstrukturell orientierten Migrationsforschung, lassen sich in erster Näherung zwei Forschungsperspektiven unterscheiden, die sich der Situation nach erfolgter Migration widmen: Assimilationsansätze und rassismuskritische Ansätze. Assimilationsansätze gehen – kurz gesagt – davon aus, dass sich Einwanderer_innen erst an die Aufnahmegesellschaft anpassen müssten, bevor sie nicht mehr als solche behandelt würden. Die analytische Aufmerksamkeit gilt daher insbesondere den Migrant_innen, ihrem Verhalten und ihrer sozioökonomischen Stellung, sowie ihrer Beziehung zur Mehrheitsbevölkerung, die den zentralen (statistischen) Vergleichsmaßstab für sie darstellt. Gegen eine solche Betrachtungsweise wenden sich rassismuskritische Ansätze der Migrationsforschung: Sie richten ihren Fokus auf die Mehrheitsgesellschaft und die strukturellen Machtbeziehungen, mittels derer der gesellschaftliche Gleichheitsanspruch migrantischen Minderheiten systematisch versagt wird. Obwohl sie inhaltlich kaum verschiedener sein könnten, stimmen die Forschungsansätze dahingehend überein, dass sie ihre Produktivität aus einer Gegenüberstellung von markierter Minderheit und unmarkierter Mehrheit ziehen, deren Beziehung sie zum zentralen Gegenstand ihrer Analysen machen (vgl. Römhild 2014).

Obwohl sich in der Forschungspraxis beide Herangehensweisen ohne Zweifel als produktiv bewährt haben, folgen aus der Fokussierung auf Mehrheits-Minder-

1 Wenn in dieser Arbeit von „sozialen Milieus“ die Rede ist, so beziehe ich mich auf das was Vester et al. als „Makromilieus“ bezeichnet, also soziale Großgruppen, die in der Tradition der Sozialstrukturanalyse stehen und abzugrenzen sind von mikrosoziologischen Milieukonzepten (vgl. Zifonun 2016, Isenböck/Nell/Renn 2014).

heiten-Beziehungen jedoch auch eine ganze Reihe konzeptueller Probleme. Dass beim Assimilationsansatz migrantische Differenz etwa die soziale Distanz und ethnische Ungleichheit erklärt, kann (ungewollt?) als normative Botschaft verstanden werden, dass von Migrant_innen und ihren Nachfahren eine Bringschuld der Anpassung verlangt werden könne, die von hierzulande Geborenen qua Abstammung bereits erbracht sei. Auch gehen sogar aktuelle Assimilationsansätze explizit davon aus, dass es eine Gruppe eines „gesellschaftlichen Mainstreams“ gebe, an den sich Migrant_innen anpassen könnten (Alba/Nee 2003). Dass ein solches Gruppenkonstrukt in Hinblick auf die vielfältigen Milieus, Werte und Lebensstile innerhalb einer Gesellschaft soziologisch kaum gehaltvoll sein kann, entgeht den Assimilationsansätzen möglicherweise auch deswegen, da sie der autochthonen Bevölkerung nicht dieselbe Aufmerksamkeit widmen wie der migrantischen Population. Da der ethnisch unmarkierte Mainstream bei diesen Ansätzen vor allem in Form eines statistisch gemittelten Vergleichswertes in Erscheinung tritt, kann mit einigem Recht argumentiert werden, dass dadurch der Illusion einer vermeintlich homogenen nationalen (Leit-)Kultur – ob gewollt oder ungewollt – Vorschub geleistet wird (vgl. analog Römhild/Bojadžijev 2014). Sowohl das Problem der „Bringschuld“ als auch das Problem der kontrafaktischen Konstruktion einer homogenen Aufnahmekultur können als unmittelbare Folgen des „ethnischen“ Zuschnitts der Assimilationsforschung bewertet werden. Da sie in die Grundannahmen des Assimilationsansatzes eingeschrieben sind, dürften sie innerhalb des Ansatzes kaum befriedigend zu lösen sein.

Gleichzeitig wäre es jedoch höchst unbefriedigend, auf der Grundlage dieser berechtigten Kritik Migrationsforschung nur noch als Rassismusforschung zu betreiben, da damit migrantische Populationen auf die Rolle als Opfer von Rassismus und Marginalisierung reduziert und damit *wiederum* auf ihre Herkunftsrolle verwiesen werden würden. Die Strukturen postmigrantischer Gesellschaften lassen sich nicht hinreichend durch Rassismustheorien beschreiben, auch wenn sie einen entscheidenden Beitrag zu ihrem Verständnis leisten.

In jüngster Zeit hat sich im deutschsprachigen Raum der neue Ansatz der postmigrantischen Gesellschaftsanalyse (PMG) entwickelt, der sich zum Ziel genommen hat, die oben dargestellten Schwächen insbesondere des Assimilationsansatzes zu überwinden. Grundsätzlich stammt der Begriff des Postmigrantischen aus der Kulturszene und wurde von der Berliner Theatermacherin Shermin Langhoff geprägt:

[Langhoffs] Ziel war es, ein Bewusstsein dafür zu erzeugen, dass eine zunehmende Pluralisierung der Gesellschaft und Auseinandersetzungen mit Geschichten der Migration neue Narrative darüber hervorbringen, was im kollektiven Verständnis *Deutsches* bzw. deutsche Kultur bedeutet. Der Terminus *postmigrantisch* ist somit ein subversiver Verweis auf die Fluidität von Kultur und die Transformation kollektiver Identität, wenn Neues hinzukommt und Altes bestehen bleibt, beides nebeneinander.

der steht, sich zusammenfügt, ausschließt oder ganz neu sortiert. Postmigrantisch verweist auf eine stetige Hybridisierung und Pluralisierung von Gesellschaften. (Foroutan 2018, S. 269, Herv. i. O.)

Im Anschluss daran wurde er seit den frühen 2010er Jahren im deutschsprachigen Raum „als neue, explorative akteurs- und gesellschaftsanalytische Perspektive verwendet“ (Foroutan 2016, S. 230). Der Ansatz, an dem bisher viele Autor_innen unterschiedlicher sozialwissenschaftlicher Disziplinen mitwirkten, zeichnet sich bisher noch durch seine Unabgeschlossenheit und Offenheit aus. Einer der vereinenden Grundzüge postmigrantischer Ansätze ist dabei, dass Migrationsforschung nicht mehr als ‚Migrantologie‘, sondern als Gesellschaftsforschung betrieben werden muss (Römhild / Bojadžijev 2014). Gefordert wird dabei die Abkehr von der institutionellen Trennung von Gesellschaftsforschung und Migrationsforschung, denn Migration wirke sich „strukturegebend sowie kultur- und institutionentransformierend auf die Gesellschaft aus“ (Foroutan 2016, S. 231). Postmigrantische Gesellschaften können demnach also ohne die Berücksichtigung der Folgen von Migration nicht mehr hinreichend beschrieben oder analysiert werden.

Neben stärker mikroorientierten Analysen innerhalb der PMG hat bisher vor allem Naika Foroutan einen Vorschlag einer strukturellen Analyse gemacht, wie die Dezentrierung der Migrationsforschung vorangetrieben werden kann. Postmigrantische Gesellschaften sind ihr zufolge dadurch gekennzeichnet, dass sie „diskursiv stark von Migrationskonflikten bestimmt werden“ (Foroutan 2018, S. 292). Darauf aufbauend rückt sie den politischen Konflikt um die Akzeptanz oder Abwehr von Pluralität ins Zentrum der Analyse – politische Auseinandersetzungen also, die nicht entlang der Trennlinie von Herkunft verlaufen, sondern bei denen heterogene postmigrantische Allianzen, etwa aus Flüchtlingshelfer_innen und Flüchtlingen, mit antagonistischen Kräften in Konflikt stehen, die die plurale Demokratie ablehnen (ebd.). Nicht Ethnizität oder Herkunft, sondern die politische Haltung bestimmen die Zugehörigkeit zu den postmigrantischen Allianzen oder ihren antagonistischen Kräften.

Eine solche Dezentrierung der Migrationsforschung, wie Foroutan sie für die politische Sphäre überzeugend vorgeschlagen hat, steht für den Bereich der Kulturosoziologie aber auch der Sozialstrukturanalyse in vielerlei Hinsicht noch aus, was sich auch darin zeigt, dass sogar hochaktuelle (assimilations-)kritische Ansätze wie Superdiversität (Vertovec 2007), Intersektionalität (Crenshaw 1991; Winker/Degele 2009) und letztlich auch Hybridität² (Ha 2005; Foroutan

2 „Hybride Identität bedeutet, dass ein Mensch sich zwei oder mehreren kulturellen Räumen gleichermaßen zugehörig fühlt.“ (Foroutan/Schäfer 2009, S. 11) Dieser Definition von hybrider Identität folgend, beschreibt sie also eine primär migrationstypische Eigenschaft, die einer alt-eingesessenen Population fremd sein dürfte.

/Schäfer 2009) dem apriorisch bestimmten, kategorialen Gruppendenken der Migrationsforschung letztlich verhaftet bleiben.

Ein Ansatzpunkt zur Dezentrierung in diesem Bereich liegt nun darin, Forschungsansätze und Theorien, die der Migrationsforschung bis dato fremd waren, für *vormals* migrationssoziologische Fragestellungen fruchtbar zu machen – in anderen Worten: Menschen mit Migrationshintergrund der Migrationssoziologie als Sujet abspenstig zu machen und sie in gesamtgesellschaftlich angelegten Analysen zu berücksichtigen. An die Stelle der migrationssoziologischen Assimilationstheorie und ethnischer Identitäten, so möchte ich in dieser Arbeit vorschlagen, sollte eine gesamtgesellschaftlich orientierte Milieuanalyse treten, in der sowohl Personen mit als auch ohne Migrationshintergrund gleichzeitig Eingang finden. Die Adaption der dazugehörigen sozialstrukturellen Lebensstil- und Milieutheorie für die Analyse der postmigrantischen Gesellschaft soll in dieser Arbeit vorangetrieben werden.

Die Milieu- und Lebensstilforschung hat sich seit den 1980er Jahren als eigenständiger Zweig der Sozialstrukturanalyse in Deutschland etabliert. In Anlehnung an (oder Abgrenzung zu) Bourdieus Werk *Die feinen Unterschiede* (1982) war dabei eines ihrer Hauptanliegen die Analyse der kulturellen Differenz in Form von Werten und Lebensstilen, sowie den daraus folgenden sozialen Beziehungen innerhalb der autochthonen Bevölkerung³. Die Milieuanalyse betrachtet damit graduell verlaufende Differenzlinien jenseits von ethnischer oder kategorialer Zugehörigkeit, die in den meisten Assimilationsansätzen defacto unterschlagen werden. Den meisten Milieuuntersuchungen zufolge lassen sich die Lebensstile der autochthonen Bevölkerung entlang zweier Dimensionen beschreiben: Zunächst durch eine vertikale Differenzierungsdimension, die Bildungs- oder Klassenunterschiede erfasst, sowie durch eine zweite, horizontale Dimension, die zumeist als Modernitätsdimension bezeichnet wird (Otte 2004). Weitgehend unberücksichtigt blieben dabei bisher jedoch Migrant_innen und ihre Nachfahren in Deutschland, denen theoretisch wie empirisch bisher nur wenig Beachtung geschenkt und nur wenige explorative Milieuuntersuchungen gewidmet wurden (vgl. Schulze 1992, S. 31; Vester et al. 2001, S. 182 f.; Geiling et al. 2011).

Eine gesamtgesellschaftliche Milieuanalyse würde gleich mehrere Probleme des Assimilationsansatzes in eleganter Weise umgehen. An die Stelle der (ethnischen) Zugehörigkeit zu einer Minderheit oder Mehrheit würde die Verortung zu sozialen Milieus treten. Eine Erkenntnis der Milieuforschung liegt eben darin, dass die meisten Personen gewissermaßen in der „Parallelgesellschaft“ ihres eigenen Milieus beheimatet sind. In diesem Sinne kann die Milieuzoologie frei von der den Assimilationsansätzen inhärenten Normativität an die Lebensstile der unterschiedlichen Milieus herantreten, da sie keinen „mehrheitsgesellschaft-

3 Als autochthon soll in dieser Untersuchung in Ermangelung besserer Begriffe die im Migrationsdiskurs unmarkierte Mehrheitsgruppe bezeichnet werden.

lichen Kern“ behauptet und zudem die Gesamtpopulation und nicht nur die Migrant_innen eingehend untersucht. Dies ermöglicht den Blick dafür frei zu machen, welche Aspekte des Lebensstils oder der Lebenssituation der Migrant_innen und ihrer Kinder tatsächlich ‚einen Migrationshintergrund aufweisen‘ – oder ob sich hinter diesem Label nicht vielmehr Klassen- oder Modernitätsphänomene verstecken, die nur bedingt – oder womöglich gar nicht – spezifisch mit der Herkunftskultur assoziiert sind. Daraus folgt einer der entscheidenden ontologischen Vorteile der Sozialraum- bzw. Milieuanalyse: Ihre Unabhängigkeit von identitären (etwa ethnischen) Gruppenbezeichnungen – sie läuft also weniger Gefahr die „Gruppe“ mit ihrer Kategorie zu verwechseln.

Die Kategorien von Mehrheits- und Minderheitenposition konstruieren als Klassifikationen im Alltag selbst Realität und Ausschlüsse und sind damit selbst weder unproblematisch noch unpolitisch – gleichzeitig kann deshalb auf sie auch in milieusozilogischen Analysen nicht verzichtet werden. In dieser Arbeit soll die Unterscheidung zwischen türkeistämmigen und autochthonen, also ‚eingeborenen‘, Personen herangezogen werden, um die historische soziale Herkunft der Interviewpartner zu benennen. Im Verlauf der Arbeit wird darüber hinaus von ‚autochthon geprägten‘ und ‚türkeistämmig geprägten‘ Milieus gesprochen werden, was sich daraus erklärt, dass Ethnizität, Herkunft oder Sprache in vielen Milieus relevante Kategorien darstellen, die je nach Zuschreibung positiv oder auch negativ besetzt sein können. Aufgrund ihrer Wirkmächtigkeit müssen diese Kategorien bei der Rekonstruktion der Milieustruktur berücksichtigt werden. Sie dürfen jedoch nicht den Blick für Prozesse verstellen, die jenseits des Kontinuums „migrantisch-mehrheitsgesellschaftlich“ verortet sind.

Migrant_innen und ihre Nachfahren sind selbstverständlicher Teil der Sozialstruktur Deutschlands und sollten auch in sozialwissenschaftlichen Analysen als ein solcher anerkannt werden. Sie in eine gesamtgesellschaftliche Milieuanalyse einzubeziehen muss in der postmigrantischen Gesellschaft auch in normativer Hinsicht selbstverständlich sein. Gleichzeitig jedoch bedarf der Milieuansatz selbst einer Überarbeitung für eine solche Aufgabe. Untersucht die Assimilationstheorie vor allem individuelle Mobilitäts- und gesellschaftliche Transformationsprozesse im Zuge von Migration, zeichnen sich bisherige Milieu- und Lebensstilanalysen durch ihren eher statischen Charakter aus: Während statistische Milieuanalysen zumeist als explorative Querschnittsdesigns konzipiert werden, um die Gruppenstruktur einer Gesellschaft zu einem gegebenen Zeitpunkt zu bestimmen, fokussieren qualitative Milieuanalysen häufig auf die intergenerationale Reproduktion habituellem Prägungen und sozialer Ungleichheit innerhalb von Familien. Die Prozessebene sozialer Milieus im Kontext von Mobilitätsprozessen wurde jedoch erstaunlicher Weise eher selten untersucht – also jener Ausschnitt, der im Fokus der Assimilationstheorien steht, da sich die Lebensstile und die Milieugehörigkeit als offene Fragen insbesondere für die Folgegenerationen stellen.

Da eine theoretische wie empirische Synthese von milieu- und migrationssoziologischen Arbeiten, die in einer Formulierung eines vollständigen postmigrantischen Milieumodells kulminieren würde, die Möglichkeiten einer einzelnen Forschungsarbeit übersteigt, nimmt diese Untersuchung jene Fälle als Ausgangspunkt, die aus der Perspektive der Milieuforschung den größten Erkenntnisgewinn versprechen: soziale Aufsteiger_innen mit Migrationshintergrund. Konkret widme ich mich den türkeistämmigen Aufsteigern der zweiten Generation. Sie stellen nicht nur die größte migrantische Gruppe in Deutschland dar, sondern stehen insbesondere mit ihrem Lebensstil (ihrer 'Kultur') auch bei populären und oftmals populistischen Diskursen über 'Integration' und 'Parallelgesellschaft' im Fokus (vgl. etwa Sarrazin 2010; Buschkowsky 2012).

Für nahezu alle Kinder türkeistämmiger Arbeitsmigrant_innen waren höhergestellte Milieus nur durch sozialen Aufstieg zu erreichen. Unter Akademiker_innen sind jedoch sogar autochthone Aufgestiegene deutlich unterrepräsentiert (Becker 2010). Sofern Bourdieus soziale Reproduktionsthese also auch auf Menschen mit Migrationshintergrund zutrifft, müssten nahezu alle türkeistämmigen Vertreter_innen der zweiten (und häufig auch dritten) Generation in höhergestellten Milieus einen doppelten Nachteil beim sozialen Aufstieg ausgeglichen haben: Sie mussten zuerst eine kulturelle Integrationsleistung vollbringen, die eine Grundbedingung für die erfolgreiche Teilnahme in der deutschen Bildungslandschaft darstellt (dies gilt für alle Einwanderer_innen ungeachtet ihrer sozialen Position in der Herkunftsgesellschaft). Zusätzlich mussten sie einen (klassenspezifischen) kulturellen wie sozioökonomischen Aufstiegsprozess leisten, wie ihn auch autochthone Arbeiterkinder beim Aufstieg in höhere Milieus durchlaufen müssen. Darüber, welchen Einfluss diese doppelte Leistung der migrantischen Aufsteiger_innen auf die Lebensstile und die Positionierung in sozialen Milieus nimmt, weiß man heute – trotz der extrem umfangreichen migrationssoziologischen Literatur – erstaunlich wenig (vgl. Ceylan 2017, S. 82).⁴

Eine Untersuchung von türkeistämmigen Aufsteigern aus Sicht der Milieuforschung eröffnet damit die Möglichkeit, bisherige Leerstellen in Bezug auf Mobilitätsprozesse anzugehen, die nicht nur Migrant_innen betreffen. Das Wissen, das am Beispiel von Migrant_innen gewonnen werden konnte, soll daher wieder an eine „allgemeine“ Soziologie zurückgegeben werden: Nicht nur wird damit einer „migrantologischen“ Ausrichtung vorgebeugt; unerkannte Gemeinsamkeiten und Parallelen zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund aufzuklären, ist auch einer der Wege, die so dringende „Migrantisierung der Gesellschaftsforschung“ (Bojadžijev / Römhild 2014) voranzutreiben.

4 Die Untersuchung fokussiert sich aus Gründen der Komplexität des Vorhabens und zu erwartender Probleme in Bezug auf Machtverhältnisse und Positionalität in der Interviewsituation auf Lebensstile mit Männern, auch wenn teilweise auf Forschungsliteratur zurückgegriffen wird, die auch Frauen einschließt (vgl. auch Abschnitt 3.2).

Die Argumentationslinie dieser Arbeit entwickelt sich wie folgt. In Kapitel 2 wird zunächst das theoretische Fundament der Arbeit gelegt. Dabei werden zuerst die Grundlagen assimilationstheoretischer Ansätze diskutiert, da sie die am weitesten verbreiteten Ansätze darstellen, die die Transformation von Lebensstilen und sozialen Netzwerken von Migrant_innen in den Mittelpunkt stellen. An ihre Stelle soll der postmigrantische Milieuansatz rücken, wie er in dieser Untersuchung entwickelt wird – dessen theoretische wie empirische Leistungsfähigkeit sich folglich an Assimilationsansätzen messen lassen muss. Im Anschluss daran werden in Abschnitt 2.2 die theoretischen Grundlagen des Milieuansatzes in Form der Sozialraumtheorie Pierre Bourdieus sowie der Milieutheorie Gerhard Schulzes erarbeitet. Ich argumentiere, dass sie sich als Lebensstilansätze aufgrund ihrer Ähnlichkeit fruchtbar kombinieren lassen, und damit sowohl soziale Beziehungen („soziale Integration“) als auch soziale Ungleichheit („strukturelle Integration“) gesamtgesellschaftlich fassen können. In Abschnitt 2.3 werden bisherige Milieuuntersuchungen diskutiert, die sich migrantischen Populationen gewidmet haben.

In Kapitel 3 werden das Forschungsdesign und die Wahl der Methoden dargestellt und reflektiert.

Weder milieu- noch migrationssoziologische Arbeiten kommen ohne eine Betrachtung der historischen Ausbildung ihrer Gegenstände aus. In Kapitel 4 wird daher die Geschichte der deutschen-türkischen Arbeitsmigration im Kontext des Anwerbeabkommen zwischen 1961 und 1973 dargestellt und die Entstehung des türkeistämmigen Arbeitermilieus als Herkunftsmilieu der Interviewpartner nachgezeichnet.

Mit Kapitel 5 beginnt der empirische Teil der Arbeit. Zunächst werden die milieuspezifischen Lebensstile der türkeistämmigen Aufsteiger im Spiegel ihrer Biografien rekonstruiert und drei Idealtypen („Milieupositionen“) entwickelt: Eine konservative Position, eine liberale Position und eine postmodernistische Position. Als distinktive Lebensstilmerkmale stellten sich dabei die Positionierung gegenüber dem Elternhaus (5.1), die Stile der Religionsausübung (5.2), Ehe- und Beziehungsstile (5.3) sowie der Sinn für das Ästhetische (5.4) heraus. Zusätzlich diskutiert wird die Wahl des Studiums und der Karriere (5.5). Im Anschluss werden positionsspezifische Vergesellschaftungsprozesse im Kontext des sozialen Aufstiegs exploriert (5.6). Die zentralen latenten semantischen Strukturen, die die unterschiedlichen Lebensstilmerkmale verknüpfen, werden in Abschnitt 5.7 diskutiert.

Kapitel 6 widmet sich dem Vergleich der Lebensstile der türkeistämmigen Aufsteiger mit jenen autochthon geprägter Milieus (6.1), die um die milieuspezifischen Haltungen zu Migration und gesellschaftlicher Offenheit gegenüber Migrant_innen ergänzt werden. Danach, in Abschnitt 6.2, wird die Prozessebene der Milieumobilität einer komparativen Analyse unterzogen, indem autochthone Bildungsaufsteiger aus dörflichen Milieus zum Vergleich hinzugezogen werden –

ein Herkunftskontext, der in einigen Merkmalen dem türkeistämmig geprägten Herkunftsmilieu ähnelt.

Im Abschnitt 6.3 wird der Entwurf des postmigrantischen Modells akademischer Milieus vorgestellt, in dem Menschen mit und ohne Migrationshintergrund verortet sind und eine dritte Differenzierungsachse mit Migrationsbezug eingeführt wird.

In Kapitel 7 schließt die Untersuchung mit einer kurzen Zusammenfassung der Ergebnisse. Die Ergebnisse der Untersuchung werden hier nochmals aus der Perspektive des Assimilationsansatzes gedeutet, um den Mehrwert des Milieuansatzes im Licht der empirisch gewonnen Erkenntnisse herauszuarbeiten. Offene Fragen werden zusammengefasst und ein Ausblick für weitere Forschungen gegeben.

2 Die Theorien der Assimilation und des sozialen Milieus

Eine der zentralen Ideen des Milieuansatzes ist, dass die soziale Position – das soziale Milieu – mit spezifischen alltäglichen Routinen, aber auch mit subjektiven Präferenzen (Geschmack) und Werten verknüpft ist. In der Migrationsforschung gibt es mit den Assimilationstheorien derweil bereits seit langer Zeit Ansätze, die die sozialstrukturelle Positionierung von Migrant_innen mit Werten und Lebensstilen in Bezug setzen. Bevor uns der Milieutheorie zuwenden, gilt es daher zunächst, die Grundlagen des Assimilationsansatzes zu diskutieren.

2.1 Der Assimilationsansatz als kultursoziologische Sozialstrukturanalyse

Bis heute kommt die ungleichheitsorientierte Migrationsforschung ohne einen Verweis auf die Assimilationstheorie kaum aus – auch wenn seitens einiger Forscher_innen der Begriff der Assimilation selbst mittlerweile als problematisch angesehen wird. Anders als im englischsprachigen werden im deutschsprachigen Raum Assimilationstheorien deswegen häufiger auch als Integrationstheorien bezeichnet, da der Begriff „Assimilation“ als zu negativ aufgeladen betrachtet wird (vgl. Heckmann 2015, S. 78). Da die politische Kommunikation von Assimilationstheorien jedoch nicht Aufgabe dieser Arbeit ist, werden sie im Folgenden weiterhin als solche bezeichnet.

Die heutigen Assimilationstheorien finden ihren Ursprung vor allem in den Vereinigten Staaten der 1930er Jahre durch das Werk von Robert E. Park (Park 1928; 1950). Der Assimilationsansatz hat sich forschungshistorisch über lange Zeit als fruchtbar erwiesen und wurde in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder erweitert und umformuliert.

Ihre ursprüngliche Fassung, die auch als „straight-line assimilation“ bezeichnet wird, entwickelte Robert E. Park auf der Grundlage von qualitativen Untersuchungen an europäischen Einwanderer_innen in den Vereinigten Staaten zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts (vgl. Park 1928; Zhou 1997). Der Ansatz beschreibt die Eingliederung der Einwanderer_innen in die amerikanische Gesellschaft wie folgt: Nach ihrer Ankunft befinden sie sich zunächst in einem Zustand gesellschaftlicher Marginalität, da es ihnen an notwendigen Fertigkeiten mangelt, wie etwa Sprachkenntnissen oder landesspezifischem Wissen, um sich bruchlos in die Aufnahmegesellschaft einzufügen. Gleichzeitig erscheinen

sie der eingeborenen Bevölkerung durch ihre fremde Sprache und ihre fremd anmutende Lebensweise als Fremdlinge, sodass sie zunächst vor allem Kontakte und Netzwerke zu anderen Migrant_innen aus demselben Herkunftsland knüpfen. Die dauerhafte Präsenz im Zielland führt jedoch langsam aber sicher zu ihrer sog. Akkulturation: Sie lernen die Sprache des Ziellandes, sie legen allmählich jene Bräuche und Werte ab, die sie aus ihrem Heimatland mitbrachten, die ihrer neuen Heimat aber fremd (geblieben) sind; sie finden sozialen Anschluss an die eingeborene Bevölkerung, die Schulen und den Arbeitsmarkt. Nach einigen Generationen verbleiben zwischen ihnen und der eingeborenen Bevölkerung keine bedeutsamen Unterschiede mehr: Die vormaligen Einwanderer_innen sind nun Teil der Mehrheitsbevölkerung, des einheimischen ‚Mainstreams‘ geworden: Sie haben sich bzw. die Aufnahmegesellschaft hat sie *assimiliert*. Je ähnlicher sich das Ziel und das Aufnahmeland kulturell stehen, desto schneller vollzieht sich im Modell diese Assimilation. Etwaige ‚Defizite‘ seitens der Migrant_innen werden daher nicht als ein Ausbleiben oder gar Scheitern von Assimilation interpretiert, sondern erscheinen nur als Verzögerung des quasi-gesetzmäßigen Prozesses, der über kurz oder lang – zumindest in der Theorie – alle ethnischen Minderheiten in der Mehrheitsgesellschaft aufgehen lässt (vgl. Park/Burgess 1921; Park 1928; 1950; Zhou 1997; Alba 2005).

Dieses noch sehr schematische Modell der *straight line assimilation* bildet den Ausgangspunkt für die Weiterentwicklung der Assimilationstheorie bis heute (Zhou 1997; Hans 2016). Obwohl die heutigen Assimilationstheorien deutlich verfeinerte Varianten der Ursprungsversion darstellen, bauen sie fast alle noch immer auf der zentralen Grundannahme Parks auf, dass gesellschaftliche sowie individuelle Transformationsprozesse nach Migrationen durch die Perspektive ethnischer Differenz zu untersuchen sind. Das bedeutet, dass sowohl die ethnisch markierten Migrant_innen wie auch der „Mainstream einer Gesellschaft“ als soziologisch gehaltvolle Gruppen verstanden werden und ihrer Beziehung zueinander das Augenmerk der Analyse gilt.

Spätere Entwicklungen der Assimilationstheorie zielten einerseits darauf ab, unterschiedliche Teilbereiche der Assimilation stärker zu spezifizieren und in kausale Modelle zu überführen (Gordon 1964; Esser 1980), andererseits jedoch auch die Dynamik und Komplexität interethnischer Beziehungen und Assimilationsverläufe besser zu beschreiben (Portes 1997; Alba 2005). Da sie die Bezugspunkte für aktuelle Forschungsbemühungen darstellen, sollen die Besonderheiten einiger Ansätze hier kurz dargestellt werden.

Die im deutschsprachigen Raum am stärksten verbreitete Assimilationstheorie wurde von Hartmut Esser vorgelegt (Esser 1980; 2001). Esser konzipierte seine Theorie auf der Grundlage des Rational-Choice-Ansatzes. Demnach ist die Eingliederung in eine Gesellschaft primär durch assimilative Handlungsentscheidungen seitens der Migrant_innen bestimmt: Kurz gesagt, bestimmen die Migrant_innen durch individuelle Entscheidung, ob sie in der Mehrheits-

gesellschaft aufgehen möchten oder in ethnisch geprägten Randbereichen der Gesellschaft verharren wollen (vgl. Esser 2001, S. 41). Abweichend von der Assimilationstheorie Parks fasst Esser Assimilation dabei enger als einen von vier Typen sozialer Integration. In Anlehnung an den Psychologen John W. Berry schematisiert er vier Möglichkeiten der Integration von Migrant_innen in eine Aufnahmegesellschaft: Zunächst die Segmentation (1) als dauerhafte Etablierung einer ethnischen Gruppe und ethnischen Gemeinde mit Beibehaltung systematischer Unterschiede zur Mehrheitsgesellschaft, weiter (2) die Assimilation in die Mehrheitsgesellschaft, d. h. die Aufgabe einer ethnischen Identität und eines ethnischen Lebensstils sowie der Herkunftssprache, verbunden mit der Integration in Netzwerke der autochthonen Bevölkerung; (3) die Mehrfachintegration in beide Sphären, die jedoch besonderer Anstrengung und vieler Ressourcen bedürfe und zuletzt (4) die Marginalität als Zustand individueller Isolation (Esser 2001, S. 8–15).

Esser zufolge kann die strukturelle Ungleichheit zwischen eingewanderter Gruppe und Mehrheitsgesellschaft praktisch nur durch die Assimilation überwunden werden, also wenn die Eingewanderten ihre mitgebrachten Werte und Lebensweisen ablegen würden.⁵ Eine multikulturelle Gesellschaft als ein Zusammenleben unterschiedlicher ethnischer Gruppen ist ihm zufolge nicht in der Lage, soziale Ungleichheit zwischen ethnischen Gruppen zu überwinden. Aus dieser Perspektive erscheint die Assimilation von Migrant_innen an die ‚Mehrheitsgesellschaft‘ als normativ erstrebenswert – auch da Esser davon ausgeht, dass eine soziale Mehrfachintegration aufgrund der damit verbunden hohen Anforderungen für die meisten Migrant_innen keine realistische Option darstellt (vgl. Esser 2001, S. 40; Hans 2010, S. 54).

Betrachten wir als Nächstes den in der internationalen Forschung breiter rezipierten Ansatz des Neoassimilationismus nach Alba und Nee (Alba/Nee 1997; 2003; Alba 2005). Sie gründen ihren Ansatz auf der Annahme, dass die Beziehungen zwischen einem gesellschaftlichen „Mainstream“ (Alba/Nee 1997, S. 827) und ethnischen Minderheiten sowohl auf dem kollektiven als auch auf dem individuellen Niveau analysiert werden müssen, woraus sich unterschiedliche Typen von Assimilationsprozessen ableiten lassen. Die Unterscheidung zwischen der ethnischen Migrantengruppe und dem ‚nicht-ethnischen‘ Mainstream wird bei ihnen als das Ergebnis sozialer Prozesse von symbolischer Grenzziehung verstanden. Grenzziehungsprozesse sind hier als Aushandlungen zu verstehen, was oder wer zur Mehrheitsgesellschaft als zugehörig gezählt wird (vgl. Alba/Nee 2003, S. 59).

Drei zu unterscheidende Prozesse der Assimilation werden von Alba und Nee postuliert: So können einzelne Mitglieder aus der ethnischen Minderheitenposition zur Mehrheitsgesellschaft übertreten, indem sie sich an den gesellschaftli-

5 Dies umfasst auch die emotionale Identifikation mit der nationalen Aufnahmegesellschaft (Esser 2001, S. 27).

chen Mainstream anpassen: Sie überschreiten damit die ethnische Grenze (ethnic boundary), ohne jedoch deren Verlauf zu verändern. Diesen Prozessen bezeichnen Alba und Nee als *boundary crossing* (vgl. Alba 2005, S. 61). Ein solcher Übertritt findet demnach auf der individuellen (Mikro-)Ebene des Sozialen statt: „[Boundary crossers] are exemplified by the members of racial and immigrant minorities who pass as members of the majority by changing their names and taking on its habits of speech, dress, and behavior.” (ebd.) Anders gelagert sind jene zwei Typen der Assimilation, die auf der kollektiven Makroebene stattfinden. Bei ihnen wird der „Grenzverlauf“ zwischen Mehrheit und Minderheit Gegenstand gesellschaftlichen Wandels; der Mainstream selbst verändert sich in diesen Fällen. Zunächst ist hier der Fall des *boundary shifting* zu nennen. Bei ihm werden Personen mit Merkmalen, die zuvor als Zeichen der Zugehörigkeit zu einer ethnischen Minderheit galten, nun als Teils des Mainstreams wahrgenommen. Ein historisches Beispiel hierfür ist die katholische Konfessionszugehörigkeit bei irischen oder italienischen Einwanderer_innen in den Vereinigten Staaten. Ihr Minderheitenstatus verblasste in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, da der Katholizismus nun im Mainstream angekommen war. Der zweite auf der Makroebene angesiedelte Assimilationsprozess wird als *boundary blurring* bezeichnet (ebd., S. 60). Er zielt auf ethnisch markierte Merkmale selbst ab. Im Verlauf der assimilativen Transformation würden demnach Eigenschaften, die zuvor die ausschließliche Mitgliedschaft zu einer ethnischen Gruppe markierten, ihre Trennschärfe verlieren. Folglich verschwimmt die zuvor eindeutige Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und ethnischer Minderheit. Mehrfachzugehörigkeiten werden dadurch möglich. Als Beispiel nennen Alba und Nee hier das Merkmal der Mehrsprachigkeit in Familie im südlichen Teil der Vereinigten Staaten (ebd., S. 59 ff.).

Die drei Prozesse des *boundary crossing*, *shifting* und *blurring* beschreiben den Prozess der Veränderung einer Gesellschaft durch Migration. Anders als bei Essers Ansatz wird bei ihnen der Prozess der Assimilation (zumindest potentiell) nicht nur als einseitige Anpassungsleistung der Migrant_innen gedacht, er beinhaltet vielmehr auch die Möglichkeit der Veränderung des gesellschaftlichen Mainstreams. Verdienstvoll wie dieser differenziertere Blick der Assimilationsperspektive erscheint, löst sich der Ansatz jedoch nicht von der undifferenzierten Vorstellung eines „nicht-ethnischen“, unmarkierten Mainstreams, der sich durch einen Kanon von „Mainstream-Werten“ oder „Mainstream-Lebensstilen“ (usw.) auszeichnet. Zwar verweisen Alba und Nee einerseits darauf, dass eine Minimaldefinition des Kerns der Gesellschaft nur beinhalten sollte, dass die ethnische Zugehörigkeit bzw. Herkunft keinen Einfluss mehr auf die Lebenschancen haben sollte (Alba/Nee 2003, S. 12), bei der Formulierung der unterschiedlichen Formen der Assimilation wird jedoch deutlich, dass der Mainstream sich dennoch auch durch ein Set unterschiedlicher kultureller Praktiken auszeichnet und de-facto ex negativo bestimmt wird: Der Mainstream (oder Kern) beinhaltet all

jene Personen, die keiner Minderheit angehören, und alle Praktiken, die eine Person nicht als Minderheit ausweisen.

Eine Assimilationstheorie, die der Heterogenität der amerikanischen Gesellschaft demgegenüber stärker explizit Rechnung trägt, wurde von Portes, Zhou und Rumbaut vorgeschlagen. Dieser Ansatz wird als Segmentierte Assimilation bezeichnet (Portes/Zhou 1993; Zhou 1997; Portes/Rumbaut 2001). Er greift auf, dass im Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Entwicklung vieler migrantische Populationen in den Vereinigten Staaten nicht mehr befriedigend mit dem klassischen Modell der straight line assimilation zu erklären war. Aus der Perspektive der sozialen Mobilität, so das klassische Argument der Assimilationstheorie, führte für den sozialen Aufstieg in höhere gesellschaftliche Positionen über kurz oder lang kein Weg an der Assimilation an den Mainstream vorbei, mit dem implizit (und teils auch explizit) die weiße, protestantische Mittelschicht gemeint war. Die Lebenssituation insbesondere der neuen Migrant_innen aus Lateinamerika und Südostasien unterschied sich jedoch von jener früherer europäischer Einwanderer_innen, anhand derer das Modell der straight line assimilation entworfen wurde. Der wirtschaftliche Strukturwandel und die Bildungsexpansion führten für sie zu einer Abwertung manueller Arbeit, sodass der neuen ersten Generation ein eigener Aufstieg im späteren Lebensweg versagt blieb. Sie mussten daher häufiger mit innerstädtischen Wohnlagen vorliebnehmen. Der zur Assimilation notwendige Kontakt zur autochthonen Mittelschicht war dort auch für ihre Nachkommen jedoch nicht möglich, da die Schüler_innenschaft der innenstädtischen Schulen vor allem aus der deprivierten schwarzen Unterschicht zusammengesetzt war. Drei unterschiedliche Pfade der Inkorporation standen daher der zweiten Migrant_innengeneration offen: Würden sie sich an ihre unmittelbare Umgebung anpassen, so würden sie die Werte und Lebensweise der autochthonen Unterschicht annehmen. Sie würden einer Aufwärtsmobilität im Weg stehen, denn die Werte dieser Klasse seien durch eine fatalistische Gegenkultur gekennzeichnet, aus deren Sicht Schulerfolg keinen Einfluss auf das persönliche Fortkommen habe. Es bestünde für sie also die Gefahr einer Assimilation „nach unten“ (downward assimilation), bei der ihre Kinder gewissermaßen von marginalisierten gesellschaftlichen Gruppen assimiliert werden (vgl. Zhou 1997, S. 986 ff.).

Für die eingewanderten Eltern, die die Aufstiegschancen ihrer Kinder bewahren wollten, erscheint es daher als eine sinnvolle Strategie, den Kontakt der Kinder zu ihrer nichtmigrantischen Umwelt zu minimieren, indem der migrantisch markierte Lebensstil mitsamt seiner ethnischen Grenzziehung und ethnischen Solidarität selbst beibehalten und von ihren Kindern eingefordert würde. Ihr Aufstiegswillen führt daher nicht zu verstärkten Assimilationsbestrebungen, sondern zu Abgrenzungsbestrebungen, jedoch bei gleichzeitiger Beibehaltung eines starken Bildungsauftrages, etwa indem sie den Spracherwerb der Kinder fördern. In ihren ethnischen Netzwerken können sie dabei durch soziale Kontrolle und sozia-